

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

235

Freitag, den 25. November 1842.

Die Poesie, die Troubadours und die Liebeshöfe in der Provence.

Von H. Scherer.

Nach dem politischen Falle des weltherrschenden Roms widerstand auch die römische Sprache weder in den eroberten Ländern, noch in dem Mutterlande Italien dem Andränge deutscher roher Kraft; die weichlichen Enkel der großen Republikaner und Imperatoren beugten sich mit Körper und Geist nicht weniger unter das fremde Joch, als die romanisirten Gallier, Hispanier und Britannier. Aber auch der deutsche Herr und Gebieter bequeme sich zur Verständigung in der Landessprache mit seinen Slaven, mischte seine Sprachformen in die ihm bekannt gewordenen römischen Wörter, und daraus mußte bald eine Verschmelzung hervorgehen, die den Ruin der ächten römischen Sprache bewirkte, aber auch die völlige Einführung der deutschen verhinderte. Von dieser unvermeidlichen Sprachverwirrung können wir, wegen der Rohheit des Zeitalters überhaupt, besonders aber wegen der Schwierigkeit, in einem solchen Sprachgemengsel zu schreiben, und des daraus entstandenen gänzlichen Mangels an schriftlichen Denkmälern, bis zum achten Jahrhunderte nach Christo nichts Bestimmtes sagen. Erst um die Zeit Carls des Großen hatte sich aus dem Conflict der siegenden und besiegten Sprache das sogenannte Romanzo, oder die lingua romana rustica so weit entwickelt, daß darin geschrieben werden konnte. Doch sollte es nicht Eine Sprache bleiben; in ihr lagen die Keime der spanischen, französischen, italienischen und provençalischen Sprache, deren letztere zuerst sich bildete, aber auch bald den später sich entwickelnden Nachbarinnen unterliegen mußte.

Nach der Trennung Frankreichs von der großen carolingischen Monarchie (843) blieb dessen südlicher Theil unabhängig von den französischen Königen; die Bewohner des Südens und Nordens trennten sich durch die Regierung, Sprache und Sitten, und man benannte bald, eben nach der Sprache, den nördlichen Theil oder das eigentliche damalige Frankreich Langue d'oui (weil oui schon damals „ja“ hieß) und den südlichen Theil Langue d'oc (weil „ja“ hier durch das deutsche Wort „ok“ (auch) ausgedrückt wurde). Dieser Name hat sich bis auf die Eintheilung in Departements für eine der südlichen Provinzen erhalten, bezeichnete aber früher vom zwölften Jahrhunderte bis auf Carl VII.

den ganzen Strich des Südens, von den Alpen bis zu den Pyrenäen, wo nicht französisch gesprochen wurde, und der gewöhnlicher „das Reich der Provence“ hieß.

Anfangs machte die Provence einen Theil des 879 errichteten Königreichs Arolat oder Arles aus. Als dieses späterhin (1033) dem deutschen Kaiser Conrad II. durch Erbschaft zufiel, entstand eine unabhängige Grafschaft Provence, die nachher durch Heirath an den berühmten Raimund Berengar, Grafen von Barcelona, kam, durch dessen Sohn Alphons mit Aragonien vereinigt, späterhin durch die Gräfinn Beatrix Besitztum des stolzen und mächtigen Carl von Anjou, nachherigen Königs von Neapel und Sicilien wurde, und endlich unter dem grausamen Ludwig XI. der Krone Frankreichs zufiel. Die Existenz des provençalischen Reiches unter eigenen und fremden Herrschern währte also etwa 450 Jahre, in deren Mitte die Zeit des höchsten Glanzes fällt. Selbstständig war das Land Provence nur kurze Zeit, bildete aber immer einen Haupttheil der Macht seiner fremden Herrscher, und behauptete den Ruhm, ein eignes Volk, eigenthümliche Sitten, und eine besondere Sprache zu haben. Die Provençalen waren bey den rauhen Nordfranzosen nicht beliebt, und wurden der Weichlichkeit beschuldigt; dieser Vorwurf aber ist der Stolz des Barbaren, der Bildung und milde Sitten mit dem Schwerte mißt, und, was er nicht zu würdigen versteht, übermüthig verachtet. Ritter Sinn, Ritterpflicht und Rittertugend waren bey den Provençalen, wie bey den Franzosen: Gott, Ehre und die Geliebte, der Wahlspruch; der Kampf für das heilige Grab das verdienstlichste der Werke; Turniere die edle Prüfung der Kraft; aber während der Franzose sich an elenden Erzählungen von Ritterthaten und Legenden ergötzte, blühte der Gesang der Liebe herrlich im Süden, tönte harmonisch die Leyer zu dem zarten Liede und der feyerlichen Hymne. Die Sprache (von dem Worte Oc die Occitanische genannt) übertraf an Wohlklang ihre noch rohen Schwestern, bildsam unterwarf sie sich der Kunst der Provençalsänger, und melodisch schmeichelte sie dem Ohre. Sie verband Anmuth mit Kraft, schmiegte sich gefällig in die neuerfundenen Versmaße, und gab der Poesie durch den von ihren Dichtern noch nicht erfundenen, doch zuerst ausgebildeten Reim, einen neuen Schmuck. Nicht mit Unrecht hat man die Provençaldichter, die so viel erfanden, was ihre Sprache heben und lieblich machen konnte, von dem Worte *trouvar*, *trouvere*, *trouver* (finden) *Troubadours* genannt, und dieser Name behauptet unter den andern, die man zur Bezeichnung der Sängern gebrauchte, den ersten Rang. Der Troubadour verfertigte selbst seine Gedichte, die er dann in Musik setzte, und allein, oder in Gesellschaft der Jongleurs, einer Art musikalischer Diener, die auf der Harfe, Guitarre, Geige, Laute, der kleinen Trommel, den Gesang begleiteten, zugleich aber Possen und allerley Künste machten, vortrug. Die Namen *Minstrel* (von *minestrel*, *menestrier*, ein niederer Hofbedienter, oder von *ministerialis*, Handwerker) und *Trouvere* gehören den Sängern an, die in Nordfrankreich und England schon früh, vielleicht als Reste der Warden, existirten und späterhin die Kunst der Troubadours nachahmten, auch wohl noch neben ihnen ihre alten Gesänge behielten.

Ein gewisser Tallefer, im Heere Wilhelms des Eroberers, zog als Minstrel mit nach England, und nachdem er die Normannen durch einen Schlachtgesang auf Carls des Großen und Rolands Unglück bey Roncevaux begeistert hatte, verlor er im hitzigsten Gefechte sein Leben.

Man findet auch Minstrels als musikalische Begleiter der Troubadours, meistens aber als niedere Sänger und Possenreißer, die gleich den Jongleurs, außer der Musik, noch durch Tanz, Gaukeleyen, abgerichtete Hunde, Affen u. s. w. zu vergnügen suchten. Nach einem Befehle Ludwig des Heiligen zahlte ein Jongleur und Minstrel keinen Zoll, sondern ließ entweder seinen Affen Künste machen, oder sang ein Lied. Am französischen Hofe gab es um das Jahr 1300 gleichsam eine stehende Truppe derselben, deren Haupt der König der Minstrels genannt wurde.

Sehr weit verbreitete sich die Kunst und der Gesang der Troubadours (*la gaya scienga*). Richard Löwenherz, der tapfere Überwinder des großen Saladin, gefangen gehalten vom österreichischen Leopold, dichtete in seinem Kerker ein provençalisches Lied an seine Unterthanen, welches sich erhalten hat; und wer kennt nicht den zärtlichen, treuen Blondel, der des Gesanges kundig, seinen gefangenen König durch ein Lied entdeckte? Das Provençalische wurde geliebt in Spanien, und der Aragonier Alphons wird als Dichter in der Provençalsprache genannt. Roger, König von Neapel, noch mehr aber Friedrich der Rothbart, und sein edler Enkel, Friedrich II., liebten und pflegten die Muse der Troubadours, und durch sie blühte in Schwaben, zart und lieblich, die jugendliche Poesie der Minnesänger auf. Friedrich der Rothbart wurde wegen seiner Tugenden der Gegenstand provençalischer Gesänge, und dichtete selbst ein Lied in dieser Sprache, worin er die französischen Ritter, die catalonischen Schönen, die Pracht der Genueser und Castilianer, die weißen Hände der Engländerinnen, die Schönheit der Toscanerinnen, und die Lieblichkeit des Provençalgesanges rühmt. Überhaupt werden von dem Jahre 1300 an 127 Provençaldichter gezählt. Von Hof zu Hof zogen die Troubadours, verherrlichten jedes Fest, entzückten jegliches Ohr, ernteten Dank und Gaben, und spornten Fürsten, Edle, selbst Frauen an, sich in der Lieblingssprache der Höfe zu versuchen. Willkommen waren sie überall, ausgezeichnet und geachtet, und die Freude wurde höher belebt, wenn bey einem fürstlichen Mahle ein Mitglied dieser poetischen Kunst mit seinen Minstrels und Jongleurs erschien, und von Liebe und Galanterie, Ritter- und Fürstentugend sang, muntere, leichtfertige Liebesnovellen oder schauerliche Geschichten und Abenteuer aus dem heiligen Kriege (*fabliaux* und *contes*) erzählte und, selbst tapfer, ritterlichen Sinnes und Gebütes, den Muth zum Kampfe weckte. Einst lehrte der Arion der Provençalen, Peter von Castelnau, auf einem edlen Rosse, bekleidet mit grünem, silbergestickten Gewande, die Leyer an einer feuerfarbenen Schärpe, von Roquemartin zurück, wo der Graf, entzückt von seinen Gesängen, ihn mit Geschenken überhäuft hatte. Langsam zog er durch den einsamen Wald von Balogue, als ihn plötzlich ein Trupp Räuber angriff, vom Pferde riß, ihn seiner Schärpe und seines Gewandes beraubte, und unmeuslich an den Rand eines Abgrundes schleppte, um ihn hinabzustürzen. In diesem verhängnißvollen Augenblicke verläßt ihn Muth und Entschlossenheit nicht. Er richtet bitrend sein Auge auf die Henker: „Gestattet mir,“ redet er sie an, „daß ich, bereit das Leben zu verlassen, das letzte Gebeth an meinen Schöpfer richte, und meine Seele in seine Hände befehle!“ Die Räuber geben ihm diese Frist, er aber fügt hinzu: „Meine Sitte, wenn ich zum Herrn stehe, ist, von der Leyer begleitet, meine Stimme zu ihm zu erheben; gebt mir mein Instrument, und versagt es mir nicht, meinen Todesgesang anzuhören.“ Die Räuber bewilligen

es, und er singt, nach einem kurzen Vorspiele, eine schnell gedichtete Sirvante. Die Gefahr, worin er sich befand, seine lebendige Phantasie, die Nähe des Todes in der Blüthe seiner Jugend, Alles begeistert ihn. Naht, mit zerquetschten Gliedern, zerstreutem Haare, stehend auf dem Rande des Abgrundes, der sein Grab werden sollte, singt er, und singt nicht vergebens. Die Räuber, um ihn stehend, werden aufmerksam, allmählig erweichen sich die ehernen Herzen, und Thränen stürzen aus den wilden Augen. Als sie der Troubadour in dieser Stimmung sieht, wechselt er im Gesange, und stimmt ein Kriegslied an. Er malt die Freuden des Krieges und der freyen Bewohner des Waldes, er lobt ihr unstätes, stolzes und wildes Leben, er berauscht sie so mit dem Lobe, das er ihnen spendet, daß die, welche ihn vorher opfern wollten, jetzt zu seiner Vertheidigung aufzutreten nicht verschmähen würden. Sie gaben ihm nicht allein sein Ross, sein Gewand, und alles ihm Geraubte zurück, sondern fügten neue Reichthümer hinzu, und führten ihn im Triumphe an die Grenze des Waldes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Künstlerleben.

Die Selbsttäuschung.

Was die Künstler lächerlich macht, ist gewöhnlich gerade, was sie am glücklichsten macht. Gibt es einen glückseligeren Sterblichen als einen Tonseker oder Dichter, der sein Nachwerk für ein Wunderwerk hält? Wer ihm das ausreden will, ist in seinen Augen ein Esel oder ein Neidhart. Allerdings muß man Zutrauen zu sich selbst haben, sonst würde man nichts unternehmen. Piron, der bekannte Verfasser der *Metromanie*, sagt in der Vorrede zu diesem trefflichen Lustspiele: „Gibt es ein junges Haupt, wenn nur irgend ein poetischer Funke darin knistert, das Festigkeit genug besäße, um sein Augenmerk nicht auf einen glänzenden Punct zu richten? Bey so geringer Kenntniß seiner selbst, was mußthet man sich nicht zu? Der Staar, noch unter dem Jittig der Mutter, nimmt den Adler hoch in den Wolken wahr, und kaum aus dem Neste geschlüpft, traut er sich zu, ihn zu erreichen. Einer meiner Schulcameraden, ein kräftiger, wohlgebildeter junger Mensch, dessen angeborne Tapferkeit durch das Lesen der *Ilias*, der *Aeneis* und der *Ritterromane* epaltirt worden war, ließ sich im fünfzehnten Jahre unter die Dragoner anwerben. „Lebe wohl,“ sagte er zu mir im Tone eines Artaban, „entweder gehe ich zu Grunde, oder ich werde der Welt zeigen, wohin es ein tapferer Soldat bringen kann.“ Er glaubte bereits, sein Degen und der Marschallsstab des berühmten *Fabert* stecken in seiner Scheide zusammen. „Muth, Freund,“ erwiederte ich ungefähr in demselben Tone, „und ich meinerseits entweder büße mein Latein dabey ein, oder ich pflücke eben so schöne Vorbeern wie die deinigen. Kehre als ein *Achilles* wieder, und du findest in mir einen *Hommer*, dich zu besingen.“ Wir schieden, und haben unser Ziel so ziemlich auf eine und dieselbe Weise erreicht. Der arme Junge, mit einigen vierzig Jahren mehr auf dem Rücken, und einem Arme weniger, starb als gemeiner Soldat bey den Invaliden.“ Piron vergaß, als er dieß gesagt, daß er die *Metromanie* geschrieben.

Im reifern Alter kommt der Künstler zur Vernunft; die Illusionen schwinden größtentheils. Man überschätzt sich nicht mehr; man fühlt sich im vollen Besitze seiner Kraft, und hat so oft Gelegenheit gefunden, sie zu üben, daß es nicht wohl möglich ist, sich in dieser Hinsicht zu täuschen. Doch bleibt Einem zuweilen noch immer die Hoffnung weiter zu kommen, und neue Schätze in sich zu finden. *Napoleon* sagte an der *Moskwa*: „Das ist noch nicht meine Schlacht.“ Das konnte *Glück* im sechzigsten Jahre zu sich sagen, bevor er die *Armidä* geschrieben, und *Weber* im sechsunddrehzigsten, als er den *Treyschütz*, die *Gurjanthe* und den *Oberon* noch nicht hervorgebracht.

Männer, die sich in irgend einem Fache hervorgethan, leiden häufig an einer eigenen Schwäche, welche darin besteht, daß sie glauben, sie hätten ihren Beruf verfehlt, die Natur hätte sie zu etwas ganz Anderem bestimmt. Sie geben sich mit Vorliebe einer andern Kunst hin, worin sie zu einer ewigen Mittelmaßigkeit verdammt sind. So hielt sich *Gretry* für einen großen Philosophen! Er hatte ein Werk geschrieben: „Was wir waren, was wir sind, was wir seyn werden.“ Dieses stand in seiner Meinung weit über seinen schönsten Partituren. *David* bedauerte, sein Leben mit Malen zugebracht zu haben; er hätte, meinte er, Staatswissenschaften studieren sollen; er wäre berufen, die Politik beyder Welten umzugestalten. *Girardet* schätzte seine schlechten Verse weit höher als seine herrlichen Gemälde; *Canova*, wenn von seinen Bildwerken die Rede war, holte eine frischbeschierte Tafel herbey, und zeigte sie vor mit dem Lächeln des väterlichen Stolzes.

Die Beyspiele dieser Manie sind in so großer Anzahl vorhanden, und bieten sich in so mannigfacher Gestalt dar, daß ich versucht habe, die Ursache dieser Erscheinung zu ergründen. Meine Betrachtungen haben mich zu folgendem Resultate geführt. In der Kunst, worin er sich Ruhm erworben, sieht der Künstler Alles, begreift Alles; er ermißt alle Hülfsmittel, die sie bietet, aber auch alle Schwierigkeiten, und diese sind von der Art, daß sie selbst den Genius in seinem Fluge hemmen, und er nie sein Ideal erreicht; daher die Entmuthigung, die sich des Meisters bemächtigt, während die Menschen ihm Beyfall klatschen. Eben weil sich der Künstler einen so hohen Begriff macht, ist er mit sich selbst unzufrieden, weil er fühlt, wie viel ihm fehlt. In einer Kunst aber, für welche er keinen Beruf hat, wo ihm kein Ideal vorschwebt, findet er Alles leicht; er befriedigt sich also mit geringer Mühe, und schätzt sich daher weit mehr. In Hinsicht auf diese letzte Kunst steht der große Mann nicht einmal auf gleicher Stufe mit dem großen Hausen; er steht tiefer, und bildet sich um so mehr ein, je tiefer er steht.

Auf dem Theater sind zunächst die Täuschungen der Eigenliebe zu Hause. Selbsttäuschung treibt die Meisten auf die Breter, und hält sie darauf zurück. Über physische Eigenschaften, über materielle Dinge, die in die Augen fallen, täuscht man sich noch mehr, als über rein intellectuelle Dinge, für welche es kein anderes Kriterium gibt, als das des Geistes. Man hält sich für schön, und ist häßlich wie die Nacht; man hält sich für jung, und hat Runzeln und graue Haare. Mit einer Stimme wie eine Ente oder ein Rabe berauscht man sich in den Tönen seines Gesanges. Es scheint fast unglaublich, allein das erste beste Theater gibt davon unglaubliche Beweise.

Treten Sie hinter die Coulissen einer Opernbühne; betrachten Sie die selawische Herde von Schmeichlern, welche sich um einen berühmten Sänger, um die Sängerin des Tages drängen; hören Sie das Lob an, womit man sie überschüttet, wenn sie von der Bühne treten, wie sie auch sonst gesungen haben mögen. Mag der *Primo Tenore*, mag die *Prima donna* bey Stimme seyn oder nicht, es ist immer dieselbe preisende Hymne, dasselbe Unisono von Superlativen: „*Bravissimo! Bravissimo!* stupend! göttlich! welch ein Talent! welch ein Wunder! Ich bin noch ganz entzückt! fühlen Sie nur, wie mein Herz klofft! Sehen Sie die Thränen in meinen Augen!“ — Aber das Publicum ist kalt geblieben, und die *Claqueurs* allein haben applaudirt; wenigstens ist das häufig der Fall, daß der Saal mißvergüht ist, während hinter dem Vorhange solche Triumphe gefeyert werden. Wie kann aber der Künstler dem Einflusse der ihn umgebenden Atmosphäre widerstehen? Wie soll er sich nicht zuletzt daran gewöhnen, sich als ein übernatürliches Wesen zu betrachten, und im Rathe der Götter zu thronen, wenn ihm jeden Abend so viele einfache und einfältige Sterbliche einen Olymp errichten, auf den sie ihn mit eigenen Händen erheben? — Steigen wir von dieser hohen bis zur letzten Stufe der dramatischen Hierarchie herab. Unter den Lumpen des ärmsten Figuranten, unter dem abgeschabten *Palestot* des unglücklichsten Choristen, im Loche des *Souffleurs* finden wir die Täuschung mit ihren Blendwerken wieder. Sollte ich alle einzelnen Züge der Art aufzählen, so würde ein Buch nicht hinreichen; ich will mich auf einen beschränken.

Es war einmal ein an Stimme und Geist schwacher Sänger, der sich beygehen ließ, sich auf einem Theater der Hauptstadt hören zu lassen. Er meldet sich bey dem Director eines Operntheaters, der, auf Fürsprache eines Freundes, sich dazu versteht, ihn zu hören. Nach der Audition sagt der Director zum Freunde, der bey der Direction des Theaters angestellt war: „Ihr Proteg ist zu nichts zu gebrauchen; sagen Sie es ihm selbst.“ Der Freund meldet dem Candidaten Folgendes: „In unsern Theatern haben wir zwey Arten von Stellen: die Eine ist die eines Sujets von 5–6000 Franken Gehalt; aber du bist dem Posten nicht gewachsen; als utilit oder bouche-trou (dies sind technische Ausdrücke) hättest du 1200 Franken; allein alle Stellen sind besetzt.“ Denselben Abend erhielt der Freund folgendes Billet: „Mein lieber G***, ich habe über deinen Vorschlag nachgedacht. Da kein Amt mit 1200 Franken vacant ist, so habe ich mich entschlossen, die Stelle mit 6000 Franken anzunehmen, um so mehr, da ich dadurch Gelegenheit erhalte, mich zu üben, und Fortschritte zu machen. U. S.“ – Das Theater wimmelt von solchen Originalen, solchen Opfern der Selbsttäuschung, die man nebst der Pest und der Cholera zu den Krankheiten rechnen kann, welche die meisten Opfer dahinraffen.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im October 1842.

Mit der „Mathilde“ von Sue ist es mir wunderbarlich gegangen. Ich hatte den festen Vorsatz gefaßt, sie nicht zu sehen; ich mag Hrn. Sue nicht, er will nur immer das Böse. Man kann freylich von dem Werke nicht immer auf den Verfasser schließen, aber wer Freude darin findet, die Menschen im Gedichte zu quälen, kann nicht wohl ein guter Mensch seyn. Seit Anfang des Monats hat der Cirque olympique mit „Les pillules du diable“ eröffnet. Teufelspillen im olympischen Circus! Ich wollte den harmlosen Schwank sehen, der Teufel führte mich aber in die Porte St. Martin. Es war nur noch Platz im Parterre. Ich setzte mich unter die Blousen und Kappen. Man kann daraus schließen, wie veressen die Pariser auf die theatralischen Genüsse sind, und welcher Wohlstand unter den niedern Classen herrscht; es war kaum noch Raum im Parterre, der Platz kostet 30 Sous oder 42 fr. rhn. Der Vorhang geht auf, ich suche nach Herrn Babilas, nach Herrn Solinez, nach der Here; da sitzt Madame Secherin auf einem großen Sessel, und unterhält sich mit Madame Blondeau über Ursula und Mathilde, und ich weiß nicht, wo ich bin. Ich mußte mich darein fügen. Olle. K l o z als Ursula sah allerliebste aus, und koketirte meisterlich mit ihrem Schwager Gontran de Lenery. Ich kann Ihnen unmöglich das ganze Drama erzählen; es nimmt kein Ende. Das Ganze dreht sich um das Verhältniß zwischen dem Grafen Luguarto und dem Grafen Lenery. Letzterer hat die Unterschrift seines Freundes nachgemacht; dieser hat das Falsum in Händen, und kann seinen Freund mit einem Worte auf die Galeere schicken; somit hat ihn Gontran in seiner Macht. Er zwingt ihn, Ursula zu entführen, und nach London zu fliehen, läst Mathilde, Gontran's Frau, nach Chantilly in ein abgelegenes Haus führen, gibt ihr einen Schlaftrunk ein, und will sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Da erscheint Herr von Rohegune und Herr Secherin, Ursula's Gemahl. Diese Scene ist abscheulich. Luguarto muß einen Brief an seinen Freund unterschreiben, worin er bekennt, er habe Gontran gezwungen, Ursula zu entführen, und er sey eben so boshaft als feig. Sodann macht Rohegune an der Lampe ein Eisen glühend, womit er ihn auf der Stirne brandmarken will. Mathilde, die unterdessen auf einem Sessel geschlafen, erwacht; Luguarto in seiner Hllenangst wirft sich ihr zu Füßen, und bit-

tet um Gnade. Mathilde nimmt sich seiner an. Luguarto verspricht, Frankreich sofort zu verlassen; er wird freygegeben, und erschießt Rohegune von außen durchs offenes Fenster. Die Großmuth der beyden Herren Rohegune und Secherin läßt sich nicht rechtfertigen; wie können sie den Worten eines Mannes wie Luguarto trauen, nachdem sie ihn so fürchterlich beleidigt haben? Sie mußten ihn wenigstens unschädlich machen und ihn selbst über die Grenze bringen; damit wäre aber freylich das Drama zu Ende gewesen. Im vierten Acte kommt Luguarto mit Gontran wieder zum Vorscheine. Ursula hat ihren Verführer verlassen und warnt Mathilde. Die Scene, wo die einst so blühende Ursula, bleich und kaum mehr zu erkennen, sich vor ihrer Nebenbuhlerin auf die Knie wirft, thut Einem wohl: der Tugend wird doch einmal ihr Recht. Auch ist Ursula zu entschuldigen; Gontran hatte sie bekhört vor seiner Vermählung mit Mathilde. Um ihre Reue zu bekräftigen, ist Ursula gekommen, ihre Jugendfreundin von Luguarto's und Gontran's Ankunft zu benachrichtigen, und beschwört sie, sich durch die Flucht zu retten. Aber schon sind die Bösewichter da. Gontran nimmt die Rechte des Mannes in Anspruch, und befehlt Mathilden, ihm zu folgen. In diesem Augenblicke erscheinen wieder Rohegune und Secherin als wahre Gerichtsvollzieher der Vorsehung. Secherin fordert seinen Schwager Gontran; das Duell findet im fünften Acte Statt. Gontran stürzt, Luguarto eilt ihm zu Hülfe und nöthigt Secherin, sich auf die Mensur zu stellen; der Betroffene habe noch die Kraft, loszudrücken; Alle nehmen ihren vorigen Platz wieder ein. Gontran rafft seine letzten Kräfte zusammen, und feuert sein Pistol auf Luguarto ab: Beyde stürzen sterbend zu Boden. Ursula und Mathilde, die unterdessen hinzugekommen, stürzen bey ihren Leichen auf die Knie. In Luguarto's Charakter zerstört sich das Gräßliche durch sich selbst, es schlägt ins Lächerliche aus. Er sagt einmal in einem Monologe: *Mephistopheles, Byron, Ihr seyd meine Vorgänger! Der gute Byron! Luguarto ist Mulatte, hat fünf Millionen Einkünfte, und ist der Sohn einer Sclavin, die sein Vater zu Tode peitschen läßt. Nach dem ersten Acte, an dessen Schlusse Luguarto zum ersten Male auftritt, sagte eine Blouse neben mir: J'ai l'idée, que Luguarto est un mouchard!*

Notizenblatt.

Europäische Verbreitung der heurigen Witterung. Daß nicht bloß die außerordentliche langanhaltende Hitze und Dürre des heurigen Sommers, sondern auch die Winterheftigkeit des heurigen Mittel- und Spätherbstes eine allgemeine europäische Erscheinung, zeigt unter vielem andern folgendes Schreiben aus Irland: „Seit Gedenden jenes männiglich bekannten Individuums, des ältesten Einwohners, haben sich die Anzeichen und Vorboten eines frühen und strengen Winters nicht so unverkennbar herausgestellt als heuer. Die letzten Octoberwochen hatten in ganz Irland unbedenklich für Februarwochen gelten können; — durchdringend kalte Regen, schwere Fröhe und dann und wann Bergkoype und Thalsole mit fußtiefem Schnee bedeckt. Ein wahrhaft Canadischer Winter!“ 3.

Heirathstatistik. Unlängst nahm sich ein Pariser Statistiker die Mühe tabellarisch darzustellen, in welchem Lebensalter sich die Frauen von Paris seit einer Reihe von Jahren verheirathet haben. Dem zu Folge hat er die Register des Civilstandes sorgfältig eingesehen, und gefunden, daß sich im Verlauf der letzten achtzehn Jahre 121,525 Frauen verheirathet haben. Von diesen waren 12 Frauen bey ihrer

Verheirathung 15 Jahre alt; 811: 16; 1920: 17; 3959: 18; 5816: 19; 6957: 20; 7618: 21; 8017: 22. Diese Zahl 8017 ist das Maximum; das Lebensalter von 23 Jahren steht zwischen 7 und 8000; 24 sinkt schon auf 6000; die Jahre 25, 26 und 27 auf 5000, und so geht die Progression verhältnißmäßig abwärts; doch haben sich noch 578 Frauen verheirathet, welche schon 60 Jahre und darüber alt waren. — In einer andern Colonne wird ferner noch gezeigt, daß sich in Paris von einer Million Frauenzimmer mehr als die Hälfte, nemlich 521,653 in das Joch der Ehe begeben haben. 28.

Die Eicheln als Wetterpropheten. Das gemeine Volk hat bekanntlich sehr viele und verschiedenartige Wetterpropheten, vornehmlich Frösche, Spinnen, Vögel, Mücken u. s. w., daß aber auch die Eicheln die Ereignisse der Zukunft in ihrem Schooße tragen, und Kündler der Witterung seyn können, ist uns etwas Neues. Hat die Eichel einen ganz reinen weißen Kern (spricht der Landmann, vornehmlich in Ungarn), so deutet das auf einen sehr schönen, trockenen Sommer und auf ein fruchtreiches Jahr; ist aber das Innere dieser Frucht wolfig, feucht und fleckig, so folgt eine nasse, stürmische und unheilvolle Zeit. Macht die Rinde Furchen, so zeigt das eine unglückliche Dürre und verjüngende Sonnenhitze an — und in der That sollen die Eicheln im jüngsten Sommer mehr als jemals eingeschrumpft gewesen seyn. 28.

Der verständige Hund. Es ist bekannt, daß das Vieh, wenn Feuer ausbricht, mit schwerer Noth aus den Ställen wegzubringen ist, und oft wieder in die Flammen zurückläuft, wenn man es auch schon auf eine ziemliche Strecke weggetrieben hat. So schickte ein Pächter, dessen Gebäude in Brand gerathen war, seinen treuen Hund in die Ställe, und hieß ihm, das gefährdete Vieh hinaustreiben. Der Hund verstand ihn, und brachte durch Bellen und Beißen erst die Rinder, dann einige Pferde und zuletzt mehrere Schafe aus den Ställen, jagte sie ziemlich weit vom Brande weg und kehrte zu seinem Herrn zurück. Dieser hegte ihn noch einmal in einen Schafstall; allein diese Thiere waren schon so verwirrt, daß sie sich lieber beissen ließen, und endlich auch im Rauche erstickten, als daß sie den Mahnungen des Hundes gefolgt wären. Der Hund selbst hatte schwere Mühe, sich noch aus dem Rauche und Feuer zu retten. Als er zu seinem Herrn kam, zog er den Schweif ein und kauerte sich zu dessen Füßen, als wollte er um Vergebung bitten, daß es ihm diesmal nicht gelungen sey, seinen Befehl pünctlich auszurichten. Man bot dem Pächter noch zur Stelle einen hohen Preis für dieses Thier; allein der Eigenthümer, obwohl des Geldes bedürftig, wollte sich um keinen Preis von seinem erprobten Hunde trennen. 28.

Neueste Poesie. Ein Dichter (!) unserer Zeit singt an seine Geliebte:

Ich falle selbst im Regenguß,

Du Allerschönste, dir zu Fuß (!)

Um einen süßen Liebeskuß. 9.

Theater-Bulletin. Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt bereitet man eine Parodie des Balletes: „Gisella, oder: die Willis“ unter dem Titel: „Der Todtentanz“ vor; sie hat den Verfasser des „Zauberschleiers“ zum Autor, und wird wieder eine grandiose Ausstattung im Gefolge haben.